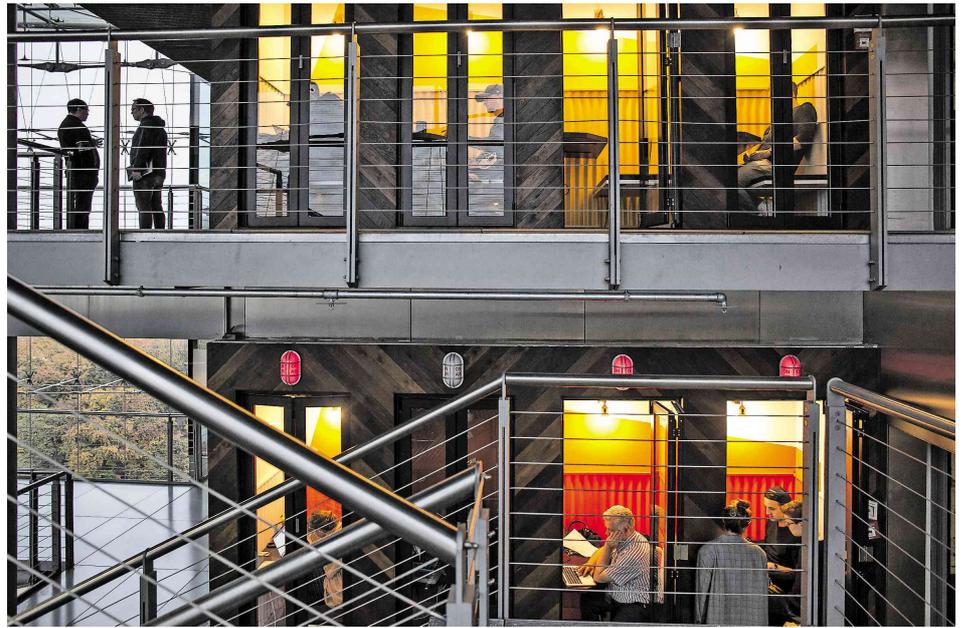


Jung, Gründer, Genosse

Genossenschaften sind altbacken? Von wegen. Ausgerechnet die hippe Start-up-Szene liebt die Idee vom solidarischen Unternehmen.

Von Sebastian Balzter



Willkommen in der Genossenschaft! Unter Berliner Start-up-Gründern ist die Idee Friedrich Wilhelm Raiffeisens (1818-1888) schon fast so hip wie die Arbeit im Co-Working-Space. Foto Andreas Pein

Hätte sich Peter Harris vor ein paar Jahren dazu entschieden, bei einem der großen Tech-Konzerne im Silicon Valley anzuhauern, wäre er heute vermutlich ein reicher Mann. Nach gut ausgebildeten, einflussreichen und einflussreichen Leuten wie ihm lechzen Google, Facebook, Apple & Co. schließlich: Der Amerikaner ist erst Mitte vierzig, bringt aber gut zwanzig Jahre Berufserfahrung als Programmierer mit, hat außer in den Vereinigten Staaten auch schon in Großbritannien, Australien und China gelebt.

Aber Peter Harris ist 2012 nicht nach Kalifornien gezogen, wo in seiner Zunft das große Geld gemacht wird, sondern nach Berlin. Und er hat sich nicht für den üblichen Turbokapitalismus der Internet-Branche entschieden, sondern für das Kontrastprogramm dazu. Harris hat eine Genossenschaft gegründet, um die digitale Welt aufzumischen.

Genossenschaft, das klingt nach Bohnerwachs und Spießertum, nach Gehrock tragenden Männern aus dem 19. Jahrhundert. Friedrich Wilhelm Raiffeisen und Hermann Schulze-Deletzsch heißen die deutschen Urväter dieser Unternehmensform, aber man muss im Geschichtsunterricht schon sehr gut aufgepasst haben, um sich noch an mehr als ihre Nachnamen zu erinnern. Als wirtschaftliche Selbsthilfeorganisation gleichberechtigter Mitglieder beschreibt das Lexikon die Genossenschaft. Eine Darlehenskasse im Westerwald hat Raiffeisen anno dazumal gegründet, Schulze-Deletzsch in Sachsen eine Einkaufsgenossen-

schaft für Handwerker. Was, bitte schön, soll das noch mit dem 21. Jahrhundert zu tun haben?

Peter Harris trägt, branchentypisch, einen Vollbart, eine Brille mit schwarzem Rand und einen dunklen Pullover; wir treffen uns in seinem Stammlokal in Neukölln, auf der Karte stehen Ökobier und Rote-Beete-Salat. „Ich wollte immer ein Hacker sein“, sagt Harris. „Jetzt hacke ich den Kapitalismus.“ Es klingt nicht einmal großspurig, eher sportlich. Man kann es ja mal probieren. Und wenn schon, denn schon: Als konkretes Ziel für seinen Angriff hat sich Peter Harris Spotify ausgesucht, den größten Musik-Streaming-Dienst der Welt, von seinen Fans und vielen Investoren gefeiert, von einer Reihe von Musikern allerdings verflucht, weil nach ihrer Ansicht viel zu wenig vom Milliardenumsatz der Firma bei ihnen ankommt.

Beim Streaming-Dienst Resonate, von Peter Harris nach dem Prinzip der Genossenschaft und mit der Technik des Internetteilzeitlers gegründet, ist das anders: 70 Prozent der Einnahmen gehen an die Musiker, verspricht Harris. Und wer mit Resonate immer nur die Musik ein und denselben Künstlers hört, der bezahlt als Nutzer mit seinen Gebühren auch nur diesen einen. Die Künstler erwerben ihre Genossenschaftsanteile, indem sie ihre Musik auf die Plattform hochladen; die Beschäftigten werden durch ihren Arbeitsentgelt Genossen; die Hörer zahlen vorab 5 Euro, um dazuzugehören. Und alle sind einmal im Jahr zur Generalversammlung eingeladen, um basisdemokratisch über die Strategie abzustimmen.

Das übliche Verfahren für Online-Plattform-Geschäftsideen wie Spotify, Uber und Airbnb ist genau umgekehrt: Die Gründer suchen sich ein oder zwei potente Geldgeber, machen ihre Firma mit deren Rückhalt, aber ohne Rücksicht auf anfängliche Rentabilität oder Mitarbeiterinteressen möglichst schnell möglichst groß und hoffen dann auf einen möglichst lukrativen Verkauf an einen der großen Konzerne der Branche. „Man braucht dafür Ausnahmetalente an der Unternehmensspitze“, sagt Tobias Johann vom Berliner Wagniskapitalgeber Rheingau Founders. „Und die bekommt man nur mit entsprechender finanzieller Beteiligung für Mitarbeiter und Gründer aus der jungen, kreativen Berliner Start-up-Szene geht es eher um praktische Fragen. Magdalena Ziomek-Frackowiak kennt Dutzende von ihnen: Bühnenkünstler, Grafiker, Projektentwickler, freischaffende Eventmanager, Kleinstunternehmer aus der Kulturbranche. Für 50 Euro haben sie sich einen Anteil an der Genossenschaft Smart-De gekauft, deren Geschäfte die Kunsthistorikerin

Ziomek-Frackowiak von einem kleinen Büro am Berliner Mehringplatz aus führt. Wozu brauchen vermeintlich eingeschwochenen Individualisten wie diese eine Genossenschaft? „Es ist ein bisschen paradox“, räumt Ziomek-Frackowiak ein. „Aber es gibt Selbständige, die erst glücklich werden, wenn sie bei uns gewissermaßen angestellt sind.“ Die Smart-De-Genossen entscheiden zwar weiterhin völlig frei, welche Angebote sie machen und welche Aufträge sie annehmen, bekommen aber ein regelmäßiges Gehalt, dessen Höhe aus dem Durchschnitt der Umsätze des vergangenen Jahres errechnet wird, sie sind außerdem über die Genossenschaft sozialversichert und haben eine professionelle Buchhaltung samt Mahnwesen im Rücken, die sich um ausstehende Rechnungen genau kümmert wie um Steuerfragen. Finanzielle Planungssicherheit und Hilfe in Verwaltungsdingen – das zieht in der Zielgruppe offensichtlich. Innerhalb des vergangenen Jahres habe sich die Zahl der Genossen auf 350 verdoppelt, überschlägt Ziomek-Frackowiak.

Damit es wirklich jeden Monat Geld aufs Konto gibt, auch wenn die Geschäfte zwischenzeitlich nicht so gut laufen, zahlen alle Genossen in einen Solidaritätsfonds ein. Insgesamt geben sie von jedem Auftrag netto 7 Prozent an die Genossenschaft ab, falls es komplett schiefgehen sollte mit der Sache, ist ihre Haftung – wie in Genossenschaften üblich – auf ihre Einlage beschränkt, in diesem Fall 50 Euro. Und niemand kann verpflichtet werden, Geld nachzuschleifen. Mindestens 600 Euro im Monat braucht man,

um Genosse zu werden und auf diesem Wege ein festes Gehalt einzustreichen. Abzüglich des Genossenschaftsanteils und der Versicherungsbeiträge bleibt dann noch ein Nettogehalt von 408 Euro. Manche Mitglieder machen 20 000 Euro Umsatz im Monat, sagt die Geschäftsführerin. Einige Genossen bräuchten aber – wohlkalkuliert und satzungskonform – nur einen Teil ihrer Einkünfte in die Genossenschaft ein, um ein Mindestmaß an finanzieller Stabilität zu haben, zusätzlich zum volatilen Geschäft mit mal größeren, mal kleineren Projekten.

Profitabel ist Smart-De, dem großen Zulauf und 1,2 Millionen Euro Umsatz im vergangenen Jahr zum Trotz, zurzeit noch nicht. Doch es gibt Anschubhilfe von einer Art Mutter-Genossenschaft mit demselben Geschäftsmodell aus Belgien, die dort schon etabliert ist. Tatsächlich brennt die Frage nach dem Startkapital jeder neuen Genossenschaft unter den Nägeln. Dabei gibt es in Deutschland fast tausend Banken mit einer Bilanzsumme von rund 1,5 Billionen Euro, die sich dem Genossenschaftsgedanken verschrieben haben. Könnten die Volks- und Raiffeisenbanken sich nicht großzügig an den Geschäftsideen beteiligen, die Peter Harris und Magdalena Ziomek-Frackowiak mit so viel Idealismus vorantreiben? Die Kreditgenossen sind da offensichtlich hin- und hergerissen. Einerseits heißt es von einem Sprecher betriebswirtschaftlich nüchtern, die einzelnen Bank müsse darüber entscheiden und dabei vor allem im Auge haben, ob es sich für sie lohne. Andererseits gibt es Vorkämpfer wie Leonhard Zintl, den

Vorstand der Volksbank Mittweida in Sachsen, der mutigere Töne anschlägt.

„Wir wollen als Genossenschaft nicht nur eine andere Art von Aktiengesellschaft sein und unseren Mitgliedern wohlbrav eine Dividende auf ihr Kapital zahlen“, sagt Zintl. „Unser Auftrag ist es, Nutzen zu stiften und die ganze Region nach vorne zu bringen.“ Deshalb habe die Bank gerade zusammen mit der örtlichen Hochschule und einer IT-Firma eine Genossenschaft gegründet, die mittelständischen Unternehmen digitale Sicherheitslösungen anbieten soll; deshalb werbe er auf Start-up-Messen vor jungen Gründern offensiv mit den Schlagworten von heute für die Idee aus dem vorletzten Jahrhundert: „Wir machen seit 150 Jahren Crowd-funding.“

Auch Peter Harris, der Spotify-Herausforderer aus Neukölln, sucht derzeit neue Geldquellen. Eigentlich hätte die Blockchain-Plattform R-Chain, ihrerseits auch genossenschaftlich organisiert, seine Finanzierungsfragen behoben. Eine Million Euro war ihre Einlage an Resonate ursprünglich wert. Nach Harris' Kalkulation genügt, um eine massentaugliche Version der Musik-Streaming-Plattform zu programmieren. Dann stürze der Kurs der Kryptowährung ab, mit der sich R-Chain engagiert hatte. Das Geld reichte danach nur, um zwei Drittel der Arbeit zu erledigen. Im Dezember hat Harris deshalb das Büro gekündigt, in dem vorher ein gutes Dutzend Mitarbeiter gewerkelt haben. „Diese Sache ist die schwierigste Aufgabe, die ich mir je vorgenommen habe“, seufzt er. „Aber wir müssen doch etwas gegen die Allmacht von Big Tech auf die Beine stellen.“

1 Viele Teenager und inzwischen auch Erwachsene tragen eine Zahnsperre. Was hat eine neue Studie nun über Zahnsperren herausgefunden?

- a Jugendliche, die eine Zahnsperre getragen haben, sind im Beruf später erfolgreicher.
- b Singles mit Zahnsperre haben auf dem Heiratmarkt bessere Chancen.
- c Zahnsperren haben keinen gesundheitsrelevanten Nutzen, sondern dienen bloß der Ästhetik.
- d Zahnsperren können schon im jugendlichen Alter Krankheiten wie Fußfehlstellungen oder Migräne lindern und mildern die Pubertät ab.

3 Der Streamingdienst Netflix hat eine Comedy-Show aus dem Programm genommen. Was ist passiert?

- a Das saudische Königshaus hatte geklagt.
- b Die Zuschauer wollten einfach nicht lachen.
- c Der Moderator ist kurzfristig abgesprungen, um in einer Drama-Serie mitzuspielen.
- d Netflix will seriöser werden und mehr Historienfilme zeigen.

2 Totgesagte leben länger. Auf welchen Berliner Flughafen trifft dieser Ausspruch besonders zu?

- a Der neue Hauptstadtflughafen BER, von vielen Kritikern wegen einer Pannenserie schon geschrieben, soll noch in diesem Jahr öffnen.
- b BER wird zum Technikmuseum, so hat es der Berliner Senat beschlossen.
- c Der alte Flughafen Tegel, der eigentlich längst geschlossen sein sollte, hat 2018 einen neuen Passagierrekord erzielt.
- d Der Flughafen Schönefeld soll, so der neueste Plan, alleiniger Flughafen von Berlin werden.

4 Deutschland bezieht angeblich 40 Prozent seines Stroms aus erneuerbaren Energien. Warum ist diese Zahl mit Vorsicht zu genießen?

- a Der von der Industrie selbstproduzierte Strom ist nicht mitgezählt, 10 Prozent der Gesamtmenge.
- b Die Zahl kommt vom Bundesverband für Wind- und Solarenergie, einer Lobby-Vereinigung.
- c Die Zahl bezieht sich nur auf Tage, an denen der Wind stark weht, und nicht aufs ganze Jahr.
- d Die Zahlen sind nur geschätzt, mit einer Fehlertoleranz von bis zu 8 Prozentpunkten.

■ DIE SONNTAGSFRAGE

Wie war die Woche?

Testen Sie, wie wach Sie das wirtschaftliche Geschehen verfolgt haben. Auf jede Frage ist eine Antwort richtig. Von Anna Steiner



Hoppla Foto EPA

5 Ein Frachtschiff hat in der Nordsee fast 300 Container verloren. Welcher Reederei gehört der Kahn gleich noch?

- a Maersk Line – die größte Containerreederei der Welt hat ihren Sitz am Öresund in Kopenhagen, der dänischen Hauptstadt.
- b MSC – das Unternehmen ist in der Schweiz zu Hause, an den lieblichen Gestaden des Genfer Sees.
- c Seas. Onassis Shipping – der Konzern hat seine luxuriöse Zentrale in Piräus am Mittelmeer.
- d Seaborne Freight – die britische Reederei treibt ihre wettbewerbspennenden Geschäfte von London aus.

Auflösung:

6 Nach den Vereinigten Staaten und der ehemaligen Sowjetunion ist China die dritte Nation, der eine Mondlandung gelungen ist. Was war diesmal so besonders?

- a Mit dem chinesischen Raumerschiff landete zum ersten Mal ein minderjähriger Astronaut auf dem Mond.
- b Die Chinesen sind nach der Landung erstmals auf dem Mond Fahrrad gefahren.
- c Die chinesische Raumsonde „Chang'e 4“ setzte vor der Landung ein Modell der Erdkugel aus Jade in der Mondumlaufbahn ab.
- d Die Chinesen sind die Ersten, denen eine Landung auf der von der Erde abgewandten Seite des Mondes gelungen ist.



Der Mann im Mond lernt Mandarin. Foto Imago